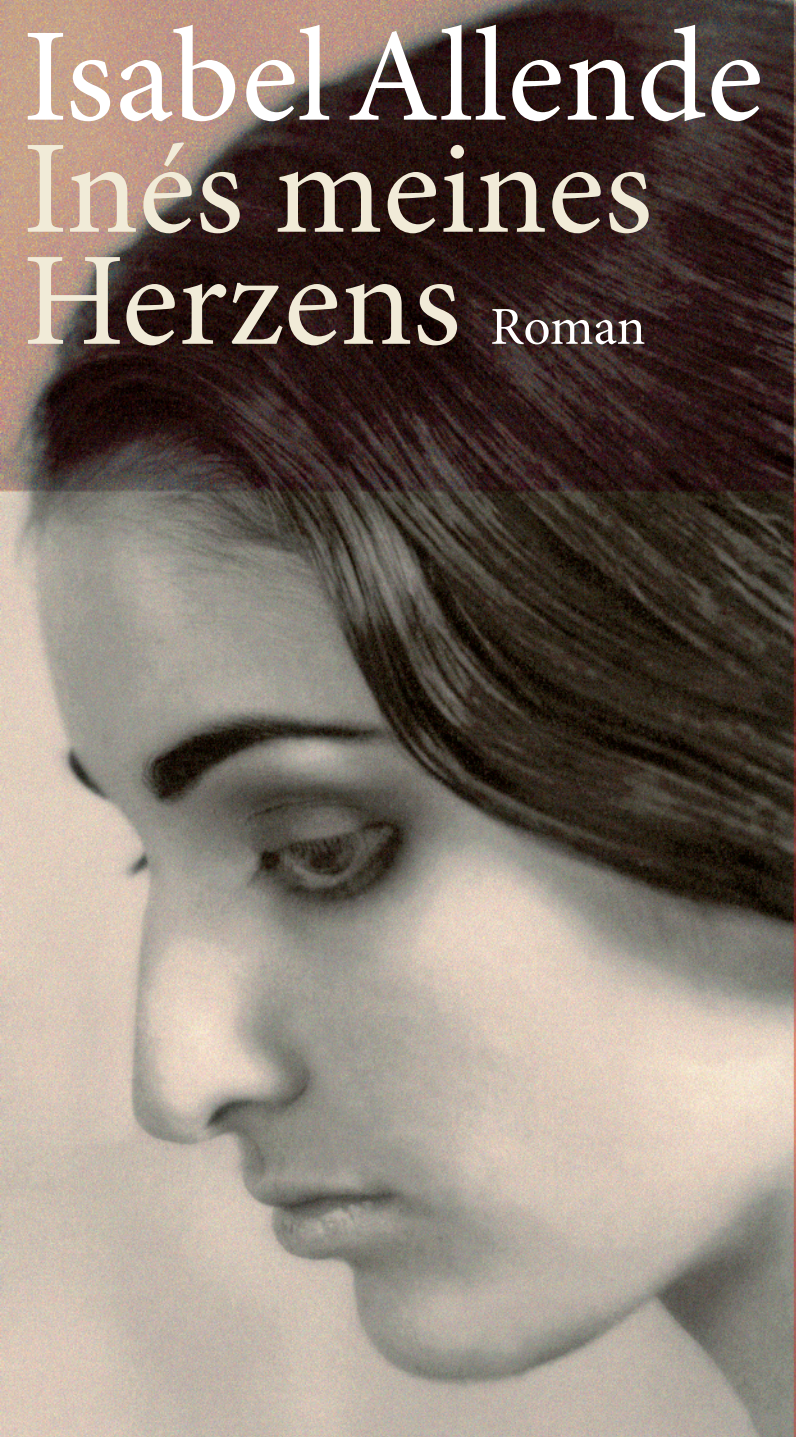
# Isabel Allende

# Inés meines Herzens

Roman



Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 4035

Als junge Frau verläßt Inés Suárez im 16. Jahrhundert ihr Heimatland Spanien, um auf dem wilden südamerikanischen Kontinent nach ihrem verschollenen Ehemann zu suchen. Ihn wird sie nicht mehr lebend finden, dafür aber ihre große Liebe: den Feldherrn Pedro de Valdivia, mit dem sie sich gegen alle Widerstände an die Eroberung Chiles macht.

Mit viel Hingabe und Einfühlungsvermögen verleiht Isabel Allende in ihrem Weltbestseller der historischen Gestalt der Inés Suárez ein Gesicht und eine Stimme und nimmt ihre Leser mit auf eine packende Reise durch ein bewegtes und bewegendes Leben.

»Ein farben- und facettenreiches Geschichtsepos voller Leidenschaft, mit charismatischen Figuren und einer wunderbaren Heldin.«

*Antenne Brandenburg*

Isabel Allende, geboren 1942, arbeitete lange Zeit als Journalistin in Chile. Nach Pinochets Militärputsch ging sie ins Exil. Heute lebt sie mit ihrer Familie in Kalifornien. Ihr Werk, das weltweit millionenfach verkauft wird, erscheint auf deutsch im Suhrkamp Verlag, zuletzt *Das Siegel der Tage* (2008).

# Isabel Allende

# Inés meines Herzens

*Roman*

Aus dem Spanischen von
Svenja Becker

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel
*Inés del alma mía*
bei Random House Mondadori, Barcelona.
© Isabel Allende, 2006

Umschlagfoto: Debra McClinton/getty-images

suhrkamp taschenbuch 4035
Erste Auflage 2008
© der deutschen Ausgabe
Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2007
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski
ISBN 978-3-518-46035-1

1 2 3 4 5 6 13 12 11 10 09 08

# Inés meines Herzens

# Erstes Kapitel

## *Europa, 1500-1537*

Ich bin Inés Suárez, Bürgerin der königstreuen Stadt Santiago de la Nueva Extremadura im Königreich Chile. Wir schreiben das Jahr des Herrn 1580. Wann genau ich geboren wurde, weiß ich nicht, doch sagte meine Mutter, ich sei nach der großen Hungersnot und dem schlimmen Pestausbruch zur Welt gekommen, die Spanien heimsuchten, als Philipp der Schöne starb. Daß der Tod des Königs die Pest brachte, wie die Leute raunten, die den Leichenzug gesehen und noch Tage später einen Geruch nach Bittermandel in der Nase gehabt hatten, glaube ich nicht, aber man weiß ja nie. Königin Johanna, die damals noch jung war und lieblich, reiste mit dem Totenschrein mehr als zwei Jahre landauf, landab durch Kastilien, und manchmal öffnete sie ihn, um die Lippen ihres Gemahls zu küssen, weil sie hoffte, er werde zu neuem Leben erwachen. Trotz der Salben des Leichenbesorgers stank der Schöne. Als ich das Licht der Welt erblickte, war die unglückliche Königin schon restlos ohne Verstand und mit dem Leichnam ihres Gefährten hinter den Mauern des Palasts von Tordesillas verschwunden. Das bedeutet, daß ich mindestens siebzig Winter auf meinen Schultern trage, und ehe es Weihnachten wird, muß ich sterben. Ich könnte behaupten, eine Zigeunerin habe mir am Ufer des Jerte den Tag meines Todes prophezeit, doch das wäre ein Schwindel, wie er in Büchern gedeiht und für bare Münze genommen wird, sobald sie gedruckt sind. Die Zigeunerin verhieß mir nur ein langes Leben, was sie einem immer sagen für ein Geldstück. Es ist mein unstetes Herz, das mir vom nahen Ende spricht. Ich habe immer gewußt, daß ich alt werden und friedlich in meinem Bett sterben

würde wie alle Frauen meiner Familie. Deshalb bin ich vielen Gefahren ohne Furcht begegnet, denn niemand bricht vor der ihm bestimmten Stunde ins Jenseits auf. »Glaub mir, Herrin, du stirbst als altes Frauchen«, beschwichtigte mich Catalina in ihrem warmen peruanischen Singsang, wenn der Galopp scheuender Pferde, den ich in der Brust spürte, mich zu Boden warf. Ich weiß nicht mehr, wie Catalinas Name in ihrer Quechuasprache war, und nun ist es zu spät, sie danach zu fragen – viele Jahre ist es her, daß ich sie in meinem Hof begrub –, aber ihre Weissagungen sind wahrhaftig und zutreffend gewesen, dessen bin ich gewiß. Catalina trat in der alten Stadt Cuzco, der Perle der Inkas, in meine Dienste, als Francisco Pizarro dort herrschte, dieser unerschrockene Bastard, der, wenn man den losen Zungen glauben will, in Spanien einst Schweine hütete, und der, zum Marqués geadelt, als Gouverneur von Peru schließlich vom eigenen Ehrgeiz und vielfachen Verrat vernichtet wurde. So geht es zu in den Neuen Indien, dieser Welt, in der die Gesetze des Althergebrachten nicht gelten und alles ein Drunter und Drüber ist: Heilige und Sünder, Weiße, Schwarze, Braune, Indios, Mischlinge, Edle und Gesinde. Jeder kann sich in Ketten finden, gebrandmarkt von glühenden Eisen, und schon am nächsten Tag hebt ihn das Glück in einem Handstreich empor. Über vierzig Jahre lebe ich nun schon in der Neuen Welt und kann mich an die Unordnung noch immer nicht gewöhnen, obwohl ich doch selbst von ihr profitierte. Wäre ich in meinem Heimatort geblieben, ich wäre heute eine arme alte Frau und blind vom vielen Stikken im Kerzenschein. Dort wäre ich Inés, die Näherin aus der Calle del Acueducto. Hier bin ich Doña Inés Suárez, eine Dame von vornehmstem Rang, Witwe des ehrwürdigen Gouverneurs Don Rodrigo de Quiroga, Konquistadora und Gründerin des Königreichs Chile.

Siebzig Jahre habe ich also mindestens gelebt, ich habe das Leben ausgeschöpft, ich weiß, aber meine Seele und

mein Herz, die noch im Zutrauen der Jugend befangen sind, fragen sich dennoch, was um alles in der Welt mit meinem Körper geschehen ist. Wenn ich mich in dem silbernen Spiegel betrachte, Rodrigos erstem Geschenk nach unserer Hochzeit, erkenne ich diese alte, von weißem Haar umkränzte Frau nicht, die zurückschaut. Wer ist die? Wie kommt sie dazu, die wahre Inés zu verspotten? Ich betrachte sie aus der Nähe, weil ich hoffe, auf dem Grund des Spiegels das Mädchen mit den Zöpfen und den aufgeschrammten Knien zu finden, das ich einst war, die junge Frau, die sich für ein heimliches Stelldichein in die Obstgärten davonstahl, die reife und leidenschaftliche Frau, die in den Armen von Rodrigo de Quiroga schlief. Sie kauern dort, sind da, ich weiß es, doch vermag ich sie nicht zu erspähen. Ich reite meine Stute nicht mehr, trage weder Harnisch noch Schwert, aber nicht, weil es mir an Mut gebricht, der immer überreich vorhanden war, sondern weil mein Körper mich im Stich läßt. Die Kraft ist dahin, meine Gelenke schmerzen, meine Knochen sind eisig, mein Blick ist getrübt. Ohne die Augengläser, die ich mir aus Peru habe bringen lassen, könnte ich diese Seiten nicht schreiben.

Ich wollte Rodrigo, Gott hab ihn selig, zu seiner letzten Schlacht gegen die Mapuchehorden begleiten, aber er erlaubte es nicht. »Du bist etwas betagt für ein solches Unternehmen«, lachte er. »Nicht betagter als du«, hielt ich ihm entgegen, obwohl es nicht stimmte, denn er war etliche Jahre jünger. Wir glaubten beide, wir würden uns nicht wiedersehen, nahmen jedoch Abschied ohne eine Träne, weil wir uns sicher waren, im Jenseits erneut zueinanderzufinden. Ich wußte längst, daß Rodrigos Tage gezählt waren, auch wenn er das nach Kräften zu verbergen suchte. Nie hörte ich eine Klage von ihm, er biß die Zähne zusammen, und nur der kalte Schweiß auf seiner Stirn verriet seine Schmerzen. Fiebrig und abgezehrt brach er in den Süden auf, am Bein ein eiterndes Geschwür, gegen das all meine

Heilsalben und Gebete nichts vermochten; er wünschte, als Soldat im Getümmel der Schlacht zu sterben, nicht als Greis zwischen den Laken seiner Bettstatt. Ich wünschte, bei ihm zu sein, wenn das Ende käme, um seinen Kopf zu halten und ihm für all die Liebe zu danken, die er mir in unserem langen Leben geschenkt hat. »Sieh dich um, Inés«, sagte er und wies mit der Hand auf unsere Ländereien, die sich bis an den Fuß der Berge erstrecken. »All das und die Seelen Hunderter Indios hat Gott unserem Schutz anempfohlen. Wie es meine Pflicht ist, gegen die Wilden in Araukanien ins Feld zu ziehen, ist es deine, den Gütern und unseren Schutzbefohlenen beizustehen.«

In Wahrheit brach er allein auf, weil er mir den traurigen Anblick seiner Krankheit ersparen wollte, ich sollte ihn zu Pferd in Erinnerung behalten, wie er seine Tapferen in den Kampf gegen die ungezähmten Heerscharen der Mapuche führte, die sich in ihrer heiligen Region südlich des Flusses Bío Bío verschanzt haben. Als Hauptmann war das sein gutes Recht, und so gehorchte ich seinem Befehl wie die folgsame Ehefrau, die ich nie war. In einer Hängematte trug man ihn aufs Schlachtfeld, und dort band ihn sein Schwiegersohn auf dem Pferd fest, wie man es einst mit dem großen Cid getan hatte, um den Feind durch seine bloße Anwesenheit in Schrecken zu versetzen. Der Gefahr nicht achtend und mit meinem Namen auf den Lippen, stürmte er wie außer sich seinen Mannen voran, doch fand er nicht den ersehnten Tod. Sterbenskrank brachten sie ihn mir in einer notdürftig gezimmerten Sänfte zurück – das Gift des Geschwürs hatte seinen Leib befallen. Jeder andere wäre längst den Verheerungen der Krankheit und der Mühsal des Krieges erlegen, aber Rodrigo war stark. »Ich habe dich vom ersten Augenblick an geliebt und werde dich bis in alle Ewigkeit lieben, Inés«, sagte er mir mit ersterbender Stimme und auch, man solle ihn in aller Stille begraben und dreißig Messen lesen für den Frieden seiner Seele. Ich

sah den Engel des Todes, ein wenig verschwommen wie die Buchstaben hier auf dem Papier, aber doch unverkennbar. Da schickte ich nach Dir, Isabel, damit Du mir zur Hand gingst, denn Rodrigo war zu stolz, seine Vernichtung durch die Krankheit vor den Dienstmädchen zu zeigen. Nur Dir, seiner Tochter, und mir gestattete er, ihm die vollständige Rüstung anzulegen und dazu die eisenbeschlagenen Stiefel, und dann halfen wir ihm in den Sessel, der ihm der liebste gewesen war, und legten ihm Helm und Degen auf die Knie, damit er die Sakramente der Kirche in ungebrochener Würde empfangen konnte, so, wie er gelebt hatte. Der Engel des Todes, der nicht von seiner Seite gewichen war und still darauf wartete, daß wir ihn für die Reise bereitmachten, nahm ihn in seine schützenden Arme, und dann nickte er mir zu, damit ich herantrat und den letzten Atemhauch meines Mannes empfing. Ich beugte mich über Rodrigo und küßte ihn auf den Mund, küßte ihn, wie Liebende küssen. Er starb in diesem Haus, in meinen Armen, an einem warmen Sommerabend.

Ich konnte Rodrigos Wunsch nach einem stillen Begräbnis nicht erfüllen, denn er war der am meisten geliebte und geachtete Mann Chiles. Ganz Santiago war auf den Beinen, um ihn zu betrauern, und aus den anderen Städten des Landes erreichten uns ungezählte Beileidsbekundungen. Jahre zuvor waren die Bewohner der Stadt auf die Straßen geströmt und hatten mit Blumen und Salutschüssen seine Ernennung zum Gouverneur gefeiert. Nun trugen wir ihn mit der ihm gebührenden Ehre in der Kirche unserer Señora de las Mercedes zu Grabe, die er und ich zum Ruhme unserer heiligsten Jungfrau hatten errichten lassen und in der sehr bald auch meine Knochen ihre letzte Ruhe finden werden. Ich habe den Barmherzigen Brüdern ausreichend Geld vermacht, damit sie dreihundert Jahre hindurch allwöchentlich eine Messe lesen für den Frieden der Seele des edlen Ritters Don Rodrigo de Quiroga, der ein tapferer Soldat Spaniens

war, Adelantado, Konquistador und zweimaliger Gouverneur Chiles, Ritter des Santiagoordens, mein Ehemann. Diese Monate ohne ihn sind mir eine Ewigkeit geworden.

Ich sollte nicht vorgreifen. Wenn ich die Ereignisse meines Lebens ohne Strenge und Ordnung schildere, werde ich mich auf dem Weg verlieren; eine Chronik hat dem natürlichen Verlauf der Geschehnisse zu folgen, auch wenn die Erinnerung ein Wirrsal ohne Logik ist. Ich schreibe nachts an Rodrigos Pult, eingehüllt in seine Alpakadecke. Der vierte Baltasar wacht bei mir, der Urenkel des Hundes, der mit mir nach Chile kam und mich vierzehn Jahre hindurch begleitet hat. Dieser erste Baltasar starb 1553, im selben Jahr, in dem Valdivia getötet wurde, aber er hat mir seine Nachkommen hinterlassen, die alle groß sind wie Kälber, mit tolpatschigen Pfoten und drahtigem Fell. Es ist kalt in diesem Haus, trotz der Teppiche, Vorhänge und Tapisserien und obwohl die Dienerschaft die Kohlebecken stets mit Glut füllt. Wie oft hast Du Dich beklagt, Isabel, man könne in diesen Wänden vor Hitze nicht atmen; die Kälte muß wohl in mir selbst sein. Daß ich meine Erinnerungen und Gedanken mit Tinte zu Papier bringen kann, verdanke ich dem Gottesmann González de Marmolejo, der neben seiner Arbeit, den Wilden das Evangelium zu bringen und den Christen Trost, die Zeit fand, mich lesen und schreiben zu lehren. Damals war er Feldkaplan, doch sollte er der erste Bischof von Chile werden und obendrein der reichste Mann im Land. Auch sein letztes Hemd hatte keine Taschen, jedoch ist die Spur seiner guten Taten geblieben, die ihm die Liebe der Menschen eintrugen. Am Ende besitzt man nur, was man gegeben hat, sagte Rodrigo, der weitherzigste Mensch, den es je gab.

Beginnen wir also mit meinen frühesten Erinnerungen. Ich bin in Plasencia geboren, einer wehrhaften und gottesfürchtigen Grenzstadt im Norden der Extremadura. Das Haus meines Großvaters, in dem ich aufwuchs, liegt bloß

einen Steinwurf von der Kathedrale entfernt, die liebevoll die Alte genannt wird, obwohl sie nur aus dem 14. Jahrhundert stammt. Meine Kindheit verbrachte ich im Schatten ihres sonderbaren, mit steinernen Schuppen bedeckten Turms. Die dicke Wehrmauer rings um die Stadt habe ich seit meinem Fortgang nicht wiedergesehen, nicht den hohen Himmel über der Plaza Mayor, die schattigen Gäßchen, steinernen Stadtpaläste und Arkadengänge und auch nicht das bescheidene Haus meines Großvaters, in dem noch heute die Enkel meiner ein paar Jahre älteren Schwester leben. Mein Großvater, der von Beruf Kunsttischler war, gehörte der Bruderschaft vom Wahren Kreuz an, eine Ehre, die seine ärmlichen Verhältnisse überstrahlte. Die Laienbruderschaft unterstand dem ältesten Kloster der Stadt und führte in der Karwoche die Prozessionen an. Im violetten Habit mit gelber Kordel und weißen Handschuhen trugen mein Großvater und seine Mitbrüder das heilige Kreuz. Seine Kutte war blutbefleckt, weil er sich geißelte, um mit Christus das Leiden auf dem Weg nach Golgatha zu teilen. In der Karwoche blieben die Fensterläden der Häuser geschlossen, das Licht der Sonne wurde ausgesperrt, man fastete und sprach nur im Flüsterton; das Leben war einzig beten, seufzen, beichten und büßen.

An einem Karfreitag erwachte meine Schwester Asunción, die damals elf Jahre alt war, mit den Wundmalen Christi in den Handflächen, zwei grauenvollen offenen Fleischwunden, und ihre ins Weiße verdrehten Augen waren zum Himmel gerichtet. Mit zwei Backpfeifen holte meine Mutter sie ins Diesseits zurück und kurierte sie mit Umschlägen aus Spinnweben an den Händen und einer strengen Diät aus Kamilleaufgüssen. Sie mußte im Haus bleiben, bis die Wunden restlos verheilt waren, und auf Geheiß unserer Mutter durften wir die Angelegenheit mit keiner Silbe erwähnen, damit Asunción nicht in jeder Kirche der Gegend zur Schau gestellt würde wie eine Jahrmarktsattraktion.

Asunción war nicht die einzige, die ein Zeichen empfing, irgendein Mädchen wurde zur Karwoche immer von einem ähnlichen Schicksal ereilt, hob Dinge an, ohne sie zu berühren, atmete den Duft von Rosen aus, oder ihr wuchsen Flügel, womit sie umgehend zum Ziel überschwenglicher Verehrung durch die Gläubigen wurde. Soviel ich weiß, endeten all diese Mädchen als Nonnen im Kloster, ausgenommen meine Schwester, die dank der Vorkehrungen unserer Mutter und des Stillschweigens der Familie ohne Folgen von dem Wunder genas, heiratete und viele Kinder gebar, darunter meine Nichte Constanza, von der noch die Rede sein wird.

Ich erwähne die Prozessionen, weil ich bei einer von ihnen Juan begegnete, der mein erster Ehemann werden sollte. Das war 1526, in dem Jahr, als unser Kaiser Karl V. seine bildhübsche Cousine Isabella von Portugal heiratete, die er ein Leben lang lieben würde, und im selben Jahr, in dem Süleiman der Prächtige mit seinen türkischen Heerscharen bis ins Herz Europas vorstieß und die Christenheit bedrohte. Die Gerüchte von den Greueltaten der Muselmanen versetzten die Leute in Angst und Schrecken, uns war schon, als sähen wir die dämonischen Horden vor den Mauern Plasencias. Angeheizt von der Angst, trug die fromme Inbrunst in diesem Jahr Züge von Wahnsinn. Ich schritt wie schlaftrunken neben meiner Schwester und meiner Mutter in der Prozession mit, mir war flau vom Fasten, vom Ruß der Kerzen, dem Geruch nach Blut und Weihrauch, dem Wehklagen der Betenden und dem Stöhnen der Flagellanten. Inmitten des Tumults aus Kuttenträgern und Büßern blieb mein Blick an Juan hängen. Es war unmöglich, ihn nicht zu sehen, er maß eine Handbreit mehr als alle anderen, und sein Kopf ragte aus der Menge. Er war breitschultrig, hatte dunkle Locken, ein Profil wie eine römische Statue und dazu Katzenaugen, die meinen Blick neugierig zurückgaben. »Wer ist das?« zischte ich meiner Mutter zu, bekam aber als Antwort nur

ihren Ellbogen in die Rippen und die unmißverständliche Aufforderung, die Augen niederzuschlagen. Ich hatte keinen Verlobten, weil ich nach dem Willen meines Großvaters unverheiratet bleiben sollte, um ihn in seinen letzten Jahren zu pflegen und wohl dafür zu büßen, daß ich nicht als der Enkel geboren war, den er sich gewünscht hatte. Für zwei Aussteuern fehlten ihm die Mittel, und in seinen Augen eignete sich meine Schwester Asunción besser dafür, eine günstige Verbindung einzugehen, weil sie von dieser blassen und üppigen Schönheit war, die den Männern gefällt, und überdies folgsam; ich bestand ja nur aus Muskeln und Knochen und war noch dazu störrisch wie ein Muli. Das hatte ich von meiner Mutter und meiner verstorbenen Großmutter, beide nicht eben ein Ausbund an Sanftmut. Damals hieß es, das Beste an mir seien die dunklen Augen und das Haar, das kräftig war wie das einer jungen Stute, aber dasselbe hätte man von der Hälfte aller Mädchen in Spanien sagen können. Nur flink mit den Fingern, das war ich zweifellos, in Plasencia und im ganzen Umkreis gab es keine, die so kunstfertig zu nähen und zu sticken verstand wie ich. Schon mit acht Jahren hatte ich mit meiner Handarbeit zum Unterhalt der Familie beigetragen, und ich sparte für die Mitgift, die mein Großvater mir nicht zu geben gedachte; ich war entschlossen zu heiraten, wollte mich lieber mit Kindern herumschlagen, als meine Zukunft an diesen alten Wüterich zu verschwenden. Deshalb dachte ich auch an diesem Tag der Karwoche gar nicht daran, auf meine Mutter zu hören, warf den Schleier zurück und lächelte den Unbekannten an. So begann meine Liebschaft mit Juan, der aus Málaga stammte und deshalb von allen Juan de Málaga genannt wurde. Erst war mein Großvater strikt dagegen, und bei uns daheim ging es zu wie im Tollhaus: Es hagelte Beschimpfungen und Teller, vom Türenschlagen klaffte bald ein Riß in der Wand, und wäre meine Mutter nicht dazwischengegangen, mein Großvater und ich hätten einander den Hals umgedreht. Ich

stritt so erbittert mit ihm, daß er am Ende vor Erschöpfung nachgab. Was Juan in mir sah, weiß ich nicht, aber jedenfalls vereinbarten wir schon bald nach unserer ersten Begegnung, daß wir vor Ablauf eines Jahres heiraten würden, was ihm Zeit gab, eine Arbeit zu finden, und mir, meine karge Mitgift aufzubessern.

Juan war einer dieser schönen und lebenslustigen Männer, bei denen jede Frau zunächst schwach wird, sich dann aber wünscht, eine andere hätte ihn genommen, weil sie einem nichts als Kummer machen. Er gab sich nicht die Mühe, verführerisch zu sein, wie er sich auch sonst keine gab, sein bloßes Auftreten als schmucker Bursche verdrehte den Frauen den Kopf; seit er mit vierzehn Jahren begonnen hatte, seine Reize auszuspielen, lebte er auf Kosten seiner Verehrerinnen. Lachend erzählte er mir, er wisse nicht mehr, wie viele Frauen ihren Ehemännern wegen ihm Hörner aufgesetzt hätten und wie oft er noch eben mit knapper Not einem eifersüchtigen Gatten entwischt sei. »Aber damit ist jetzt Schluß, Liebste, jetzt habe ich ja dich«, beruhigte er mich und schielte dabei zu meiner Schwester hinüber. Wegen seiner angenehmen Erscheinung und seiner Umgänglichkeit war er auch unter Männern beliebt; er war ein gefragter Trinkgefährte und Spieler, verfügte über einen unerschöpflichen Fundus schlüpfriger Geschichten und spann immer neue, aberwitzige Pläne, wie sich leicht ein Vermögen machen ließe. Ich hatte bald begriffen, daß sein Denken auf die Ferne und das Morgen gerichtet war und sich mit dem Greifbaren nicht zufriedengab. Wie so viele andere in jenen Tagen trieben auch ihn die sagenhaften Geschichten aus der Neuen Welt um, wo unermeßlicher Reichtum und Ruhm jedem zuteil werden konnten, der Manns genug war, den Gefahren zu trotzen. Er glaubte sich zu großen Taten berufen wie einst Christoph Kolumbus, der mit nichts als seiner Todesverachtung aufs Meer hinausgefahren war und den anderen Teil der Welt gefunden hatte,

oder Hernán Cortés, der mit Mexiko die kostbarste Perle des spanischen Weltreichs sein eigen nannte.

»Aber es heißt doch, in diesen Weltgegenden sei schon alles entdeckt«, wollte ich ihm sein Vorhaben ausreden.

»Was weißt denn du, Mädchen! Nicht einmal die Hälfte der Neuen Welt ist bisher erobert. Von Panama südwärts erstreckt sich unberührtes Land, und das birgt mehr Schätze als die von Süleiman.«

Seine Pläne machten mir angst, bedeuteten sie doch, daß wir uns würden trennen müssen. Außerdem hatte ich von meinem Großvater gehört, der es seinerseits aus den Tavernen wußte, die Azteken in Mexiko würden Menschen opfern. In Reihen von einer Meile Länge warteten Tausende und Abertausende unglücklicher Gefangener darauf, die Altarstufen der Tempel zu erklimmen, wo ihnen die heidnischen Priester – behaarte Schauerwesen, verkrustet von getrocknetem Blut und von frischem Blut triefend – mit einem Messer aus Obsidian das Herz herausrissen. Die Leiber stürzten die Steinstufen hinab und türmten sich unten zu Bergen verwesenden Fleischs. Die Stadt schwamm in einem See aus Blut, die Aasvögel waren so überfressen an menschlichen Kadavern, daß sie sich nicht mehr in die Luft schwingen konnten, und die fleischgierigen Ratten wurden groß wie Hütehunde. Keinem Spanier war dieses Geschehen unbekannt, aber Juan schreckte es nicht.

Während ich von Sonnenaufgang bis tief in die Nacht hinein stickte und nähte und so Geld für unsere Hochzeit sparte, brachte Juan seine Tage in Tavernen und auf Plätzen zu, machte keuschen Mädchen wie Dirnen gleichermaßen schöne Augen, unterhielt die Umsitzenden mit seinen Späßen und träumte davon, sich nach den Neuen Indien einzuschiffen, dem, wie ihm schien, einzig möglichen Ziel für einen Mann von seinen Anlagen. Manchmal verschwand er für Wochen, sogar Monate, und war dann ohne ein Wort der Erklärung wieder da. Wo er gewesen war? Er sagte es

nie, aber weil er so häufig davon sprach, den Ozean zu überqueren, lachten die Leute über ihn und nannten mich »Indienbraut«. Ich ertrug sein Vagabundenleben geduldiger, als es ratsam gewesen wäre, weil mein Denken umnebelt war und mein Leib glühte, wie es mir stets widerfährt, wenn ich liebe. Juan erheiterte mich mit schelmischen Liedern und Versen, er brachte mich zum Lachen, ich schmolz unter seinen Küssen. Er mußte mich nur berühren, und aus meinen Beschwerden wurde Seufzen, aus meinem Unmut Verlangen. Wie nachsichtig ist doch die Liebe, die alles verzeiht!

Ich weiß noch, wie wir uns das erste Mal fanden, verborgen im Dickicht des Waldes. Es war Sommer, die Erde pochte warm und fruchtbar, es duftete nach Lorbeer. Wir hatten Plasencia auf getrennten Wegen verlassen, damit es kein Gerede gab, und waren jeder für sich den Hügel vor der ummauerten Stadt hinunter gelaufen. Am Fluß trafen wir uns und rannten Hand in Hand immer tiefer hinein ins Unterholz, bis wir einen Platz fernab des Weges fanden. Juan scharrte Blätter für ein Nest zusammen, zog sein Wams aus, damit ich mich setzen konnte, und dann unterwies er mich ohne jede Hast in den Zeremonien der Lust. Wir hatten Oliven mitgebracht, Brot, eine Flasche Wein, den ich meinem Großvater gestohlen hatte und den wir ausgelassen Schluck für Schluck aus dem Mund des anderen tranken. Küsse, Wein, Lachen, die Hitze, die vom Boden aufstieg, und wir beide verliebt. Er zog mir Bluse und Hemd aus, sog an meinen Brüsten, sagte, sie seien wie reife und süße Pfirsiche, auch wenn sie mir eher wie harte Pflaumen schienen. Und weiter erforschte er mich mit der Zunge, bis ich glaubte, vor Verlangen und Lust zu vergehen. Ich weiß noch, wie er sich rücklings auf den Blättern ausstreckte und mich nackt, feucht von Schweiß und Begehren auf sich reiten ließ, damit ich den Rhythmus unseres Tanzes vorgab. So verlor ich behutsam und wie im Spiel, ohne Furcht oder Schmerzen meine Jungfräulichkeit. Im Moment des Aufruhrs hob ich

den Blick zur grünen Kuppel des Waldes und weiter hinauf zum gleißenden Sommerhimmel und schrie lange aus reiner, ungetrübter Freude.

War Juan nicht da, kühlte meine Leidenschaft ab, mein Zorn wallte auf, und ich war entschlossen, ihn aus meinem Leben zu verbannen. Aber kaum daß er mit einer hingehauchten Entschuldigung auf den Lippen und seinen wissenden Händen eines guten Liebhabers wieder vor mir stand, war ich ganz sein. Und alles begann von vorn: Verführung, Versprechungen, Hingabe, die Seligkeit der Liebe und das Leid einer neuerlichen Trennung. Das erste Jahr zerrann, ohne daß wir einen Tag für die Hochzeit festlegten, das zweite und auch das dritte. Mittlerweile war mein Ruf kaum mehr zu retten, die Leute raunten, wir würden hinter geschlossenen Türen Ferkeleien treiben. Das stimmte zwar, aber beweisen konnte es niemand, wir sahen uns vor. Dieselbe Zigeunerin, die mir ein langes Leben verhieß, verkaufte mir auch für ein paar Münzen das Geheimnis, um nicht schwanger zu werden: ein Schwämmchen, das ich mit Essig getränkt tief in die Scheide einführte. Meine Schwester Asunción und meine Freundinnen rieten mir, wenn ich meinen Bräutigam gefügig machen wollte, sollte ich mich verweigern, doch das hätte selbst eine heilige Märtyrerin bei Juan de Málaga nicht vermocht. Ich selbst suchte ja jede Gelegenheit für die Liebe, und das nicht nur hinter geschlossenen Türen. Juan besaß die außergewöhnliche Gabe, die mir bei keinem anderen begegnet ist, mich im Nu und in den unglaublichsten Posituren glücklich zu machen. Meine Lust war ihm wichtiger als die eigene. Die Landkarte meines Körpers kannte er in- und auswendig, und er brachte mir bei, wie ich auch allein genießen konnte. »Sieh nur, wie schön du bist, Mädchen«, sagte er. Ich teilte seine schmeichelhafte Meinung nicht, war aber stolz, daß ich die Begierden des schmucksten Mannes der Extremadura weckte. Hätte mein Großvater geahnt, daß wir uns